

Proseminar zu:

G.W. Leibniz, Confessio philosophi, Das Glaubensbekenntnis eines Philosophen

Ergebnisprotokoll vom 14.12.1999 von Dominique Kaspar

Gliederung

1. Zum Begriff der Monaden: Die Welt als Rechenexempel Gottes?
2. Weitere Anmerkungen zum Referat von T. Jeromin
3. Der Gebrauch der Vernunft als Wurzel der Freiheit

Protokoll

1. Zum Begriff der Monaden: Die Welt als Rechenexempel Gottes?

Zur Begriffsklärung: Monade bedeutet sowohl Einheit wie auch Substanz.

Als Monade in Leibniz' Sinn gilt alles, was für sich als eine vollständige Wirklichkeit existiert (Mensch, Löwe, Planet) – im Gegensatz zu einer Relation wie z.B. „Vaterschaft“ oder „Farbe“, die immer an andere Wirklichkeiten gebunden sind.

Eine Monade besteht stets nur aus sich selbst, sie kann nicht als Aggregat von verschiedenen Teilen – welche dann ja wiederum existierende Wirklichkeiten darstellen würden – gedacht werden.

Somit sind die Monaden die unterste Basis dessen, was Wirklichkeit darstellt: Nicht mehr zusammengesetzt, für sich als Einheit stehend, bieten sie die Elemente einer rationalen Struktur der Welt.

Das System der Monaden ist hierarchisch geordnet: Die Zentralmonade, welche an oberster Stelle steht, ist unsere Seele bzw. unsere Person. Mittels relationaler Beziehungen vermögen wir es, die anderen Monaden in unsere Zentralmonade zu integrieren, ebenso ordnet uns, unsere Zentralmonaden, Gott – als oberste Zentralmonade – in seine allumfassende Monade ein.

Ein Unterschied zwischen den Monaden und analytischen Einheiten (z.B. Zahlen) liegt im Wirklichkeitsbezug: Eine Monade hat im Gegensatz zur Zahl als Charakteristikum unmittelbare und vollständige Wirklichkeit – die Zahl hingegen *existiert* nicht wirklich, somit ist zwischen diesen Einheiten durchaus ein Unterschied zu treffen.

Die Welt als Rechenexempel Gottes?

Gott erschafft, indem er rechnet.

Dieser Ausspruch von Leibniz charakterisiert bereits die Problematik seiner Theorie von Monaden: Wenn alles, was erschaffen wurde, ist und wird, einer Rechnung zufolge entstand (entsteht, entstehen wird), ist die Welt nicht mehr als ein Rechenexempel.

Um zeigen zu können, dass diese Annahme den Kern nicht zu treffen vermag, ist es notwendig, sich die Prämissen im philosophischen System von Leibniz nochmals klar vor Augen zu führen. Gottes Rationalität ist genuin praktisch, sie ist intentional: Stets muss man, bei der Betrachtung einer „Rechnung“ Gottes, seinen Willen berücksichtigen – Gott überlegt sich eben auch, mit wem er Lust hat, zusammenzuleben. Die Struktur der Monaden ist mathematisch, ist logisch – da sie als „vollständige Wirklichkeits-Möglichkeiten“ im Verstand Gottes liegen -, doch ihre jeweilige Existenz wird nur mittels dem Willen Gottes realisiert: nur die Intention genau diese Möglichkeit zu realisieren verhilft dieser zur Existenz. Somit kann man die Welt nicht als rein mathematisches Exempel Gottes bezeichnen, auch wenn ihre Struktur vernünftig, rational, ja: mathematisch ist.

2. *Weitere Anmerkungen zum Referat von T. Jeromin*

Der fünfte Punkt des Thesenpapiers von T. Jeromin warf nochmals die Frage nach dem Ob einer Funktionalisierung der/des Bösen zum Vorteil der Guten auf: „Aber das Unerfreuliche, das ihnen [den Dissonanzen, dem Bösen] eigen ist, wird durch Verschwinden oder vielmehr durch die **davon herrührende Zunahme des Erfreulichen** [Fettdruck von Verfasser] im Ganzen beseitigt.“¹

Wird hier nicht einer Zunahme des Guten *aufgrund* des Bösen das Wort geredet? Nein, denn das Gute, Erfreuliche, was auch aus einer bösen Tat folgen kann, ist zwar gut – die ursprüngliche, böse Tat geschah jedoch nicht um des Guten willen. Ein Beispiel:

Frau A. wurde von ihrem Nachbarn beleidigt. Ihre Nachbarin kommt sie besuchen und beginnt sie zu trösten.

Die böse Tat des Nachbarn geschah nicht um des später erfolgten Trostes willen, sie kann somit nicht funktionalisiert genannt werden, wiewohl der Trost der Nachbarin Frau A. gegenüber, welcher ohne die Beleidigung nicht stattgefunden hätte, sehr wohl gut zu nennen ist. Somit kann das Böse auch (indifferenter) Grund des Guten sein – niemals jedoch (willentlicher) Urheber.

¹ Otto Saame (Hrsg.): **G.W. Leibniz, Confessio Philosophi**, S. 75, Klostermann Texte Philosophie, 2. Auflage

Im sechsten Punkt des Thesenpapiers wurde anhand der Definitionen von lässlichen Sünden und tödlichen Sünden die Frage erörtert, inwiefern man auch beim Menschen von einer Zulassung der Sünden wie bei Gott sprechen kann – oder ob dieser Begriff hier nicht anwendbar ist.

Man spricht von einer lässlichen Sünde, wenn das Bewusstsein oder das Wissen, das man eine Sünde getan hat, fehlt. Schon aus der Definition ist ersichtlich, dass hier nicht von einer Zulassung der Sünde gesprochen werden kann – der Sündiger weiß schliesslich nichts von einer Sünde. Von einer tödlichen Sünde hingegen muss man sprechen, wenn der Handelnde das volle Bewusstsein um die Schändlichkeit der jeweiligen Tat besitzt. Er handelt mit Absicht, seine Tat ist in ihrer Boshaftigkeit gewollt und begründet – somit kann auch hier nicht von einer bloßen Zulassung der Sünde gesprochen werden, da der Handelnde „es ja nicht anders will“.

Fazit: Die Sünden der Menschen können niemals mit einer Zulassung wie bei Gott beschrieben oder gar vergolten werden, da „Zulassung“ niemals auf den Menschen zutreffen kann.

3. *Der Gebrauch der Vernunft als Wurzel der Freiheit*

Nach Leibniz bestimmt der Wille Gottes die Existenz der Reihe der Dinge. Doch schon der Begriff einer „Reihe“ von Dingen, welche alle in dem einen Willen ihren Grund haben, wirft Fragen auf: Wie kann man von menschlicher Freiheit reden, wenn doch alles einen Grund hat – somit auch unser Handeln -, alle Gründe jedoch aus dem Willen Gottes hervorgehen?

Sind es dann nicht die von Gott gewollten Monaden, welche uns als Gründe in unsere Handlung notwendig und determiniert treiben?

Nein, denn nach Leibniz kann der Mensch zwar tun was er will, aber nicht wollen was er will. Dies gilt es zu erläutern: Da nach dem Satz des zureichenden Grundes alles, folglich auch die Willenshandlung, einen zureichenden Grund hat, dieser jedoch nicht in der Handlung selbst enthalten sein kann – sie wäre absolut notwendig, also Gott; Leibniz nennt dies „absurd“² – muss dieser also außerhalb der Handlung gesucht werden. Der Grund einer Handlung, der Wille, ist jedoch aus dem gleichen Grund nicht ohne externen Grund, ein Beispiel erläutert dies sehr gut: Man kann zwar etwas gut finden und aussagen, es sei schlecht – man kann jedoch nicht etwas gut finden und *meinen*, es sei schlecht. Der Wille kann sich nicht selbst überzeugen. Somit braucht auch der Wille externe Gründe – und diese findet er in der Reihe

² Otto Saame (Hrsg.): **G.W. Leibniz, Confessio Philosophi**, S. 79, Klostermann Texte Philosophie, 2. Auflage

der Dinge. Diese gibt einer Handlung, sie mag nun durchgeführt werden oder nicht, die externen Möglichkeiten (oder: Voraussetzungen), zur Handlung zu werden.

Für Leibniz liegt nun der Grund, warum ich will und letztendlich handele, in dem, was ich für gut befinde und was nicht. Und mit dieser Definition wird auch klar, woher menschliche Freiheit auch in Anbetracht einer von Gott gewollten Reihe der Dinge, von hypothetisch notwendigen Externa, kommen kann: „Um das Privileg des freien Willens aufrechtzuerhalten, genügt es, dass wir an den Scheideweg des Lebens versetzt sind, dergestalt, das wir nur das tun können, was wir wollen, und dass wir nur das wollen können, was wir für gut halten; dass wir aber bei umfassendstem Gebrauch der Vernunft aufspüren können, was als gut anzusehen ist[...]“³.

Somit wird deutlich: Freier Wille ist die Möglichkeit zu handeln oder nicht zu handeln, wenn alle äußeren Gegebenheiten vorhanden sind – und er ist umso freier, je mehr Einsicht der jeweils Handelnde in sein Tun mittels der Vernunft besitzt.

Es ergeben sich folglich drei Komponenten menschlicher Freiheit:

- Die *Zufälligkeit* oder die hypothetische Notwendigkeit eines Objektes des Handelns in der Reihe der Dinge als externe Möglichkeiten des Handelns
- Die *Spontaneität*, also das „den-Ursprung-der-Handlung-darstellen“ des Handelnden
- Die *Intelligenz* oder Ratio, welche es als einzige vermag, den Handelnden in die Nähe dessen, was er als gut empfindet, zu bringen.

Mehr zu fordern, etwas einen Willen der sich selbst hervorbringt, ist unmöglich.

³ Otto Saame (Hrsg.): **G.W. Leibniz, Confessio Philosophi**, S. 83, Klostermann Texte Philosophie, 2. Auflage